

Wöchentliche Beilage zur

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N. 29. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman von Ludwig Sabist.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Josipovic starrte eine Weile sinnend vor sich hin; plötzlich erhob er den Kopf, als werde er von einem Gedanken belebt, und mit fester, ruhiger Stimme begann er zu der alten Gräfin Trautenbach: „Ich habe mit dem sauberen Herrn Doktor noch ein Hühnchen zu pflücken und leider bisher nicht Gelegenheit dazu gehabt, denn er ist mir stets sorgfältig aus dem Wege gegangen, und ihn direkt aufzufuchen, hielt ich nicht für der Mühe werth.“

„Holmgren hat sich in der Untersuchung wirklich sehr malhonett benommen,“ entgegnete die Gräfin.

„Sein Schuldbuch ist nicht ausgelöscht, und sobald wir irgendwo zusammentreffen —“

„Das wird nächstens schon geschehen,“ entgegnete die alte Gräfin ungewöhnlich eifrig. „Wie tief verhaßt mir auch dieser Mensch ist, es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als ihn zu dem kleinen Feste mit einzuladen, wenn ich Margareth überhaupt ein Vergnügen bereiten will — es ist die letzte Konzeption, die ich ihr mache,“ setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Und darf ich hoffen, daß mir auch die Ehre Ihrer Einladung wird?“ fragte Josipovic.

„Wie dürfen Sie fragen? Sie sind ja ein Freund des Hauses,“ antwortete die Gräfin äußerst verbindlich, und um ihre harten schmalen Lippen spielte ein freundliches, wohlwollendes Lächeln.

Der Chevalier beugte sich sogleich zu ihrer Hand herab, die sie ihm gereicht hatte, und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Sie machen mich durch Ihr Wort, Frau Gräfin, unendlich glücklich!“ Josipovic empfahl sich jetzt und zog es vor, diesmal auf einen Besuch der Comtesse zu verzichten; er war augenblicklich nicht in der Stimmung, mit ihr irgend ein Gespräch zu führen; es störte zu viel

durch sein Gehirn — er mußte erst ein wenig zur Ruhe kommen.

Margareth war hoch erfreut, als sie von ihrer Tante erfuhr, daß dieselbe zur Feier ihres Geburtstages auch Doktor Holmgren eingeladen habe; freilich suchte die alte Dame sogleich die Freude ihrer Nichte mit den kühlen Worten niederzuschlagen: „Du darfst deshalb nicht hoffen,

daß ich mich je mit Deiner Wahl ausöhnen werde; bleibst Du bei Deiner Thorheit, so trennt uns ein Abgrund für immer;“ trotzdem hoffte Margareth nach dieser unerwarteten Nachgiebigkeit, daß ihre Tante dennoch anderen Sinnes werde und sich in das Unvermeidliche schließlich finden dürfte.

Es war nur eine kleine Gesellschaft eingeladen, denn Margareth hatte niemals einen großen Umgangskreis gehabt. Einige Jugendfreundinnen der Comtesse, ein paar ältere Bekannte der Gräfin hatten sich eingefunden, und natürlich auch Holmgren, Josipovic und Herr v. Angerstein. Der Erstere war nicht wenig erstaunt, als er das von der eigenen Hand geschriebene Billet der alten Dame erhielt. Nach der Unterredung, die er mit ihr gehabt, hätte er am wenigsten erwartet, von ihr mit einer Einladung beehrt zu werden; da war die alte Gräfin doch nicht so unerschütterlich, wie sie sich an jenem Morgen gezeigt hatte, und am Ende noch zu hoffen, daß sie gute Miene zum bösen Spiel machen werde. In gehobener, freudiger Stimmung fand er sich deshalb in der Villa ein, und selbst der kühle steife Empfang, den ihm die Gräfin bereite, konnte ihn heute nicht weiter beirren. Er war da, er hatte das Glück, den Geburtstag der Geliebten mit zu feiern, und die Tante selbst war es gewesen, die ihm heute die Pforten zu dem von ihr allein ausgehenden Feste geöffnet hatte. Das war immerhin ein guter Anfang.

Es war inzwischen wieder Herbst geworden, die Blätter begannen sich bereits ein wenig zu färben; aber die Sonne sandte doch so warme Strahlen herab, als befände man sich noch mitten im Sommer; deshalb hatte die Gräfin auf Margareths Wunsch eingewilligt, daß die kleine Feier im Garten abgehalten würde. Die von Wein umrankte und von einer Seite mit Brettern verschlagene Laube gab hinlänglich Raum für die Gäste, und die hier Sitzenden bot der Platz nach drei Seiten hin eine entzückende Aussicht.



General Boulanger. (S. 227)

Margareth war heute sehr glücklich, denn ihre Tante hatte sich ungewöhnlich nachgiebig gezeigt. Nicht genug, daß die sonst so hartnäckige, stolze Frau aus eigenem Antriebe den ihr so verhassten Mann eingeladen hatte, sie widersprach auch mit keinem Wort, als die Comtesse sie bat, die Gelegenheit dieser Feier benützen und ihre Gäste mit ihrer Verlobung bekannt machen zu dürfen.

„Wie es Dir beliebt,“ war ihre ruhige Antwort. „Du hast ja Deinen freien Willen.“

Die alte Gräfin verrieth überhaupt heute eine merkwürdig weiche Stimmung, wie sie an ihr völlig fremd war; der Gedanke, daß sie vielleicht zum letzten Male den Geburtstag ihres Lieblings feiern konnte, mochte doch ihr sonst so kaltes, stolzes Herz in eigenthümliche Bewegung versetzen. Ihre Augen ruhten oft heimlich mit einem Ausdruck auf Margareth, der diese im tiefsten Innersten berührte.

Sophie kannte noch nicht das Herzensgeheimniß ihrer Freundin, die Comtesse hatte auch ihr es sorgfältig verschwiegen und wollte sie heute ebenfalls damit überraschen. Aber noch ehe Margareth den kleinen Kreis mit ihrer Verlobung bekannt machte, ahnte die Baronesse, daß es zwischen den Beiden bereits zu einer Entscheidung gekommen sei, und sie war im Stillen nicht wenig davon überrascht. Margareth hatte heute Holmgren einen Platz an ihrer Seite eingeräumt, und ihre Augen glänzten so wunderbar, wenn sie mit ihm sprach. Sophie gönnte dem Doktor sein Glück; mochte auch Jossipovic Alles versucht haben, das Auftreten Holmgren's gegen ihren Bruder im allerungünstigsten Lichte darzustellen, sie war längst davon zurückgekommen, dies Vorurtheil des Chevaliers zu theilen und dem Doktor eine irgendwie feindselige oder gehässige Absicht unterzulegen. Sie sah jetzt ein, daß er in der unglücklichen Untersuchungssache nicht anders denken und handeln konnte und nur seine Pflicht gethan hatte. Ihr Verlobter war es vollends, der mit großer Wärme für seinen Freund Partei nahm und bei jeder Gelegenheit die guten und trefflichen Eigenschaften Holmgren's rühmte.

Herr v. Angerstein bemerkte heute freilich noch nicht, wie es mit der Comtesse und seinem Freunde eigentlich stand; er hatte nur Augen für seine Braut, die ihm schöner und lieblicher als je erschien; wie hübsch auch einige der eingeladenen Freundinnen Margareth's waren, mit Sophie konnten sie keinen Vergleich aushalten. Im Sonnenschein des Glückes schien sie jetzt völlig zur Jungfrau erblüht zu sein, und auch der Unbefangenste hätte ihr von den hier Anwesenden den Preis zuertheilen müssen. Sie hätte jetzt einem Maler als Vorbild zu Goethe's Dorothea dienen können, so echt deutsch, so rein und lieblich zeigte sich ihr ganzes Wesen, das jetzt viel von der Schüchternheit und zu großen Blödigkeit abgestreift hatte, die sie bisher gehindert, ihre körperlichen und seelischen Vorzüge im günstigsten Lichte zu zeigen.

Die Freundinnen der Comtesse bemerkten ebenso rasch wie Sophie, ja vielleicht noch rascher, wie es in den Herzen des Geburtstagskinds und ihres Nachbarn eigentlich aussah, denn dafür hat das weibliche Geschlecht nun einmal einen wunderbar scharfen, oft überscharfen Blick.

Gräfin Trautenbach hatte dem Chevalier die Ehre erwiesen und ihm einen Platz an ihrer Seite eingeräumt, sie behandelte ihn heute mit ganz besonderer Auszeichnung, ja, sie flüsterte zuweilen leise mit ihm, wenn die Unterhaltung der Anderen lebhafter und lauter wurde. Jossipovic zeigte sich davon hocherfreut und erschöpfte sich mehr denn je in Aufmerksamkeiten gegen die alte Dame; die Liebenden schien er gar nicht zu beachten.

Nur zu einem Kaffee hatte die Gräfin ihre Gäste eingeladen; aber nach dem Genuß des-

selben, und nachdem man im Garten noch ein wenig herumgewandert war, zog man sich in die Villa zurück, und jetzt wurde ein Abendbrod aufgetragen, das zwar nur aus kaltem Aufschnitt bestand, aber doch ganz ausgewählte Sachen enthielt. Auch der Wein, der auf den Tisch kam, zeigte eine sehr feine Marke und konnte selbst gewiegte Kenner befriedigen. Sogar einige Flaschen Champagner standen schon in den Kübeln und harrten ihrer Entförfkung.

Durch den genoffenen Wein geriethen allmählig die Eingeladenen in eine heitere Stimmung, und diesen Augenblick benutzte jetzt die Comtesse, um ihren Gästen mit wenigen einfachen Worten Holmgren als ihren Verlobten vorzustellen und sie zuerst mit dieser Nachricht bekannt zu machen.

Von allen Seiten wurden die Verlobten mit Glückwünschen überhäuft, und obwohl die meisten Anwesenden bereits eine solche Mittheilung erwartet hatten, waren doch Alle mehr oder weniger davon überrascht. Am erfreutesten zeigte sich darüber das andere junge Brautpaar, Sophie umarmte die Comtesse so herzlich und drückte sie so innig an die Brust, wie sie dies noch nie gethan hatte, und sie bewies damit, welch' lebhaften, aufrichtigen Antheil sie an dem Geschick Derjenigen nahm, die ihr eine so treue Freundin geworden war.

„Ich hoffe und wünsche aus vollem Herzen, daß Du mit ihm glücklich wirst,“ flüsterte sie ihr zu, und die beiden Mädchen hielten sich lange innig umschlungen.

Noch stürmischer und lebhafter war die Freude des Oberlieutenants, weil ihm die Nachricht überraschend und unerwartet kam. „Herzensjunge, wer hätte das gedacht! Und Du hast mir Alles so verheimlicht!“ raunte er ihm in's Ohr, und dann preßte er ihn so kräftig an die Brust, daß selbst dem starkgebauten Doktor beinahe der Athem verging und er lachend fragen mußte: „Willst Du denn Deinem Freunde das Lebenslicht ausblasen?“

„Nein, mein Sohn, was würde denn Margareth dazu sagen?“ entgegnete Angerstein, und ließ nun, ebenfalls lachend, den Freund aus den Armen.

Nachdem sich die lauten, ziemlich stürmischen Glückwünsche der übrigen Gäste erschöpft hatten, näherte sich auch Jossipovic, um dem Brautpaar mit gewandten Worten die Gefühle seiner Theilnahme über dies freudige Ereigniß auszudrücken. Auf seinem glatten Gesichte zeigte sich auch nicht der leiseste Schatten irgend einer Enttäuschung, eines Verdrusses.

Nun wurden die Champagnerflaschen entförfkt, die Gläser klangen aneinander, während man die Neuverlobten hochleben ließ. Der Chevalier war es, der das lauteste Hoch ausbrachte und am kräftigsten mit dem Brautpaare anstieß. Selbst Margareth wurde durch dies Benehmen irre geführt und glaubte jetzt, daß Jossipovic nur in einem Anfälle flüchtiger Saune um ihre Hand geworben und bereits Alles vergessen habe.

Die alte Gräfin dagegen war am Tische ruhig sitzen geblieben, als Margareth den Gästen ihre Verlobung verkündete; während Alles um sie her lachte und jubelte, saß sie regungslos und starrte mit kaltem, gleichgültigem Gesichte vor sich hin. Es erschien ihr Alles nur wie eine Komödie, und hoffentlich machte der Chevalier dem tollen Spaß auf die eine oder die andere Weise ein Ende. Als aber der Slavonier dem Brautpaare freundlich gratulirte, mit dem Doktor so herzlich anstieß, veränderte sich plötzlich ihr Antlitz, und sie hatte Mühe, ihre furchtbare Aufregung zu verbergen. Wollte sie dieser Mensch auch täuschen und die Hoffnungen zu Schanden machen, die sie auf ihn gesetzt hatte? Jetzt trat er jedoch von Holmgren wieder zurück und warf ihr dabei einen Blick zu, der zu sagen schien: „Warte nur! Der günstige Moment ist noch

nicht gekommen, ich werde diesen Glenden schon rasch genug aus seinem Himmel stürzen.“

Auf Holmgren waren die Gäste mit ihren Glückwünschen so lebhaft eingestürmt, daß er anfangs gar nicht bemerkt hatte, wie sorgfältig sich die alte Gräfin zurückhielt. Margareth, der das Benehmen ihrer Tante nicht entgangen war, flüsterte ihrem Bräutigam jetzt aber einige Worte zu, und Beide traten dann, mit ihren Champagnergläsern in den Händen, während sie sich innig umschlungen hielten, auf die Schweigefame zu. Die Comtesse begann sogleich in ihrer herzogwinenden Weise: „Verzeihe uns, Tante, daß wir uns zulezt bei Dir einfinden, es geschah ganz wider unseren Willen, und nun bitte ich Dich, mit mir auf unser Glück anzustoßen.“

Die alte Gräfin jögerte mit der Antwort, aber sie war doch zu viel Weltkame, um vor den Anderen ihr innerstes Empfinden zu verathen. Wohl mußten Alle einmal erfahren, daß sie diese unpassende Verbindung ihrer Nichte niemals billigen werde, aber heute bei der Geburtstagsfeier mochte sie weiter kein Aufsehen machen. Nach kurzem Schwanken erhob sie sich, ergriff das vor ihr stehende Glas und stieß mit ihrer Nichte an. „Auf Dein Wohl,“ sagte sie, doch so leise, daß es die Anderen nicht verstanden.

„Und wollen Sie mir nicht dieselbe Ehre erweisen, Frau Gräfin?“ fragte Holmgren und näherte sich jetzt ebenfalls mit seinem Glase dem der alten Dame.

Die Gräfin machte, wie erschrocken, eine rasche Bewegung nach ihm hin, und das Glas entfiel ihrer Hand, es fiel zu Boden und lag in Scherben.

„Ein schlimmes Zeichen,“ murmelte Jossipovic vor sich hin, doch so laut, daß es die Umstehenden hören konnten; er schien von dem kleinen Unfall am meisten betroffen, als werde er von einem unwillkürlich in ihm aufsteigenden Aberglauben völlig beherrscht.

Auch die Anderen mochten mehr oder weniger in dem Zerbrechen des Glases eine schlimme Vorbedeutung sehen, und die laute lustige Unterhaltung machte plötzlich einem peinlichen Schweigen Platz. Keiner mochte dem Beispiel des Chevaliers folgen und rücksichtslos aussprechen, was er etwa dachte. Selbst Margareth zeigte sich einen Augenblick bestürzt und wußte nicht gleich, was sie thun oder sagen sollte, nur Doktor Holmgren nahm die Sache sehr ruhig auf, denn er ahnte sogleich, daß die alte stolze Dame das Glas hatte absichtlich fallen lassen, um es zu vermeiden, mit ihm anzustoßen, und deshalb sagte er lachend: „Zum Glück hängt unser Glück nicht von einem Glase ab, dort sehe ich noch ein Glas stehen, darf ich Ihnen einschenken, Frau Gräfin?“ und er wollte nach der Champagnerflasche greifen.

„Nein, nein,“ wehrte die alte Dame lebhaft ab. „Ich bin so erschrocken, ich werde ein Glas Selterswasser trinken,“ und sie rief die Dienerin herbei, um ihr diesen Befehl zu ertheilen. Bald darauf brachte das Mädchen schon das Verlangte, und die Gräfin befahl ihr, die Flasche zu öffnen. Doktor Holmgren aber nahm der Dienerin die Flasche aus den Händen und wandte sich mit den Worten zur Gräfin: „Gestatten Sie mir, dies selbst zu thun, ich traue mir dafür eine größere Geschicklichkeit zu.“

Margareth war heimlich über ihren Verlobten sehr erfreut, daß er sich von der Kälte ihrer Tante nicht zurückschrecken ließ, ja, jetzt eifrig bemüht war, durch das liebenswürdigste Entgegenkommen ihre Gunst zu gewinnen, er hatte dies früher gar nicht erst versucht.

Holmgren öffnete auch wirklich mit großer Vorsicht die Flasche, schenkte ein Glas voll und bot es nun auf einer kleinen Tablette mit einer sehr höflichen Verbengung der alten Dame. Diese berührte das Glas kaum mit den Lippen

und setzte es wieder hin, obwohl sie es kurz vorher so dringend verlangt hatte. Als sich Holmgren jetzt den Anderen zuwandte, glaubte er sogar zu bemerken, daß die alte Dame das Selterswasser heimlich in den ihr zunächst stehenden Champagnerkübel goß und sich dafür ein neues Glas einschenkte. Nun, mochte sie ihre Feindseligkeit bis zu dieser Lächerlichkeit treiben, was kümmerte ihn noch die unüberwindliche Abneigung der Tante, jetzt, wo er des Besitzes der Geliebten sicher war?

Ehe noch die Gräfin dies zweite Glas trinken konnte, näherte sich ihr Jospovic und begann mit ihr leise zu plaudern, aber als er bemerkte, daß jetzt eine alte Freundin der Dame herankam, um mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen, zog er sich sogleich zurück.

„Sie sind so still, liebe Gräfin,“ begann die Freundin, „ich fürchte, Sie sind heute nicht ganz wohl.“

Gräfin Trautenbach gab dies sogleich zu. „Ich habe Kopfschmerz, es stümmert mir vor den Augen, ich will nur nicht die allgemeine Freude stören, sonst hätte ich mich schon zurückgezogen.“

„Wollen Sie nicht Ihr Selterswasser trinken, liebe Gräfin, das wird Ihnen wirklich gute Dienste thun.“

„Das hoffe ich auch,“ meinte die Gräfin, ergriff mit diesen Worten das vor ihr stehende Glas und leerte es mit einer gewissen nervösen Hast beinahe völlig. Kaum hatte sie es wieder auf den Tisch gesetzt, da zuckte sie zusammen, presste plötzlich mit dem Angstschrei: „O, mein Gott, wie wird mir!“ die Hand auf ihre Brust, sank neben ihrem Sessel nieder, und — war eine Leiche.

14.

Noch ehe die Schwurgerichtsverhandlung gegen Baron Ehrenreich eröffnet worden, war Assessor Bleibwerth von Trient abberufen worden und hatte eine Anstellung in der Hauptstadt selbst erhalten. Die jetzt eingeleitete Untersuchung gegen Enrichetta Polini kam in die Hände eines anderen Beamten, eines Kriminalrichters aus der alten Schule, der sich das Verfahren gegen Verbrecher ohne Anwendung von allerhand kleinen Zwangsmitteln gar nicht denken konnte. Gerichtsrath Zelinski war stets darauf bedacht, die Leute zu einem offenen Geständniß zu bringen und hatte bisher in seinen dahin zielenden Bemühungen stets Erfolg gehabt. Er wußte selbst die Trostigsten mit der Zeit müde zu machen, so daß sie nicht länger ihre Schuld abzuleugnen wagten. Freilich griff er erst zu den erwähnten kleinen Zwangsmitteln, wie Entziehung von Nahrung und Licht u. s. w., wenn er nach dem Gange der Untersuchung die klare und volle Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er es wirklich mit einem Schuldigen zu thun habe; aber dann war er auch unnachlässig, und die ihm Vorgeführten durften keine Schonung erwarten. Trotz seines polnischen Namens war Zelinski ein Deutschösterreicher, den sogar seine deutsche Gesinnung bis zum Vorurtheil gegen die anderen Nationalitäten trieb; eine ganz besondere Abneigung hegte der Rath gegen die Italiener. Er war in seiner Jugend in Italien gewesen, und vielleicht hatte ihm dort das ganze Leben und Treiben nicht gefallen, oder war es irgend eine schöne Italienerin gewesen, bei der er trübe Erfahrungen gesammelt? — Darüber sprach sich der ohnehin wunderliche, verschlossene Junggeselle niemals aus, aber Thatsache blieb, daß er von dem italienischen Volke eine sehr schlechte Meinung hegte und über seine Versekung in diesen italienischen Winkel sehr mißmüthig war.

Nachdem Gerichtsrath Zelinski die Untersuchungsakten sorgfältig studirt hatte, hegte er nicht den mindesten Zweifel mehr, daß diese italienische Kammerjungfer nicht nur einen Mein-

eid geleistet, sondern auch die Baronin vergiftet habe, und diese Ansicht wurde bei ihm zur Gewißheit in dem Augenblicke, als er das Mädchen zum ersten Male sah. In diesen dunklen unruhigen Augen lauerte ja eine unerhörte Heimtücke und Falschheit, ein solches Geschöpf war zu allen Schandthaten fähig, und sie hätte keine Italienerin sein müssen, um nicht ihr Verbrechen mit außerordentlicher Schlaueit in's Werk zu setzen. Zelinski bemühte sich nicht erst, die Wahrheit zu ermitteln, die lag seiner Meinung nach klar am Tage, es galt nur, das abgefeimte, nichtswürdige Geschöpf zu einem Geständniß zu bringen, und das sollte ihm freilich bei der Italienerin nicht so leicht fallen.

Enrichetta widerrief bei ihrer ersten Vernehmung Alles; sie behauptete, nur aus Bestürzung ihr Geständniß abgelegt zu haben, sie sei völlig unschuldig, habe auch keinen Meineid geleistet, denn Alles, was sie in den früheren Vernehmungen gesagt, beruhe auf völliger Wahrheit. Diese Winkelzüge, die jetzt die Kammerjungfer machte, waren vollends nicht geeignet, den alten Gerichtsrath für das Mädchen einzunehmen. Hätte sie wenigstens in dieser Sache ein offenes Geständniß gemacht, so würde Zelinski sie vielleicht milder beurtheilt, schonender behandelt haben, so aber sah er in ihr eine verstockte und verschlagene Verbrecherin, die eben ein wenig herzhaft angefaßt werden mußte, wenn man mit ihr rasch zu Ende kommen wollte.

„Sie würden gut thun, ein unumwundenes Geständniß abzulegen,“ bemerkte der Gerichtsrath trocken und sehr eindringlich, nachdem die Italienerin unter hervorströmenden Thränen behauptet hatte, daß sie völlig unschuldig sei und durchaus keinen Meineid geleistet habe. Sie schluchzte dann laut auf und vergrub das thränenfeuchte Gesicht in ihrem Taschentuch.

„Warum haben Sie dann selbst vor Gericht zugestanden, daß all' Ihre früheren Angaben freche Lügen gewesen seien?“

„Ich war so bestürzt, ich wußte nicht mehr, was ich thun und sagen sollte; aber es ist wahrhaftig nicht Alles Lüge gewesen, bei meiner ewigen Seligkeit nicht, ich habe es so gehört, wie ich ausgesagt.“

„Schwören Sie mir nicht von ewiger Seligkeit, darauf darf ein solches Subjekt, wie Sie, schon gar nicht rechnen,“ unterbrach sie der alte Rath zornig.

„Vielleicht hab' ich nicht Alles recht verstanden, und es war nur ein Scherz, wenn sich der Baron und seine Gemahlin stritten; aber ich habe doch die Wahrheit gesagt —“

„Unerbört gelogen, meine Beste,“ entgegnete Zelinski hart. „Geben Sie sich keine Mühe weiter, Ihr Meineid steht unerschütterlich fest, es handelt sich nur noch darum, daß Sie offen eingestehen, auch die Baronin ermordet zu haben.“

„Das kann ich nicht, daran bin ich völlig unschuldig!“ rief die Kammerjungfer aus und rang verzweifelt die Hände.

„Schweigen Sie! Wer anders als Sie kann das schändliche Verbrechen begangen haben? Die Unschuld des Barons hat sich mit aller Entschiedenheit herausgestellt, er ist glänzend freigesprochen worden, Sie allein sind die Giftmischerin, gestehen Sie es nur.“

„Wie sollte ich nur zu dem Gifte gekommen sein?“

„O, ihr Italiener wißt mit Gift prächtig umzugehen, das kennt man schon. Nirgends in der Welt sind auf diese Weise schon so viel Menschen um's Leben gebracht worden, als bei euch. In eurem sauberen Lande ist das schon seit Jahrhunderten so getrieben worden. Wo es gilt, auf die schlaueste Weise die größten, unerhörtesten Schändlichkeiten zu begehen, da seid ihr da! Und war es nicht eine Schändlichkeit, heimlich und heimtückisch eine Frau zu vergiften und dann das Verbrechen dem armen

Ghemann in die Schuhe zu schieben, nur um sich an ihm rächen zu können!“

„Misericordia! Ich bin unschuldig! Bei allen Heiligen, ich habe meine Herrin nicht vergiftet, ich habe sie viel zu sehr geliebt.“

„Schwört mir nicht von Liebe!“ rief Zelinski mit allen Zeichen der Empörung, „wenn ich das von einer Italienerin höre, könnte ich ganz rasend werden,“ und er warf aus seinen finsternen Augen einen zornigen Blick auf das zerknirscht dreinschauende Mädchen.

„Es ist aber doch die Wahrheit,“ sagte die Kammerjungfer kleinlaut.

„Die unverschämteste Lüge und Heuchelei! Euch falsches Gesindel kenne ich; wenn ihr Jemand die größte Treue und Ergebenheit heuchelt, dann seid ihr gesinnt, schon im nächsten Augenblick ihn zu verrathen, zu vergiften, was weiß ich? Und wer sich auf eure Liebe verläßt, der setzt sich auf eine Schlange.“

„Ich habe doch die Baronin geliebt,“ behauptete die Kammerjungfer, „und ich hätte gern für sie mein Leben gelassen, anstatt sie zu vergiften. Darauf kann ich den heiligsten Eid leisten.“

„Meine Beste! Sie haben schon bewiesen, wie heilig Ihnen ein Schwur ist,“ entgegnete der Rath mit einem kurzen sarkastischen Auf-lachen.

„Aber meine Herrin habe ich nicht vergiftet, daran bin ich völlig unschuldig,“ behauptete Enrichetta hartnäckig.

„Das können Sie gut sagen, wenn nur nicht so viel gegen sie spräche. Sie haben den Herrn Baron gehaßt, sich an ihm rächen wollen, und Sie wußten recht gut, daß Sie ihn am schwersten und furchtbarsten trafen, wenn Sie seine Gattin, die er grenzenlos liebte, heimlich vergifteten, und es Ihnen möglich wurde, den schändlichen Verdacht des Giftmordes auf den Unglücklichen zu werfen.“

(Fortsetzung folgt.)

General Boulanger.

(Mit Porträt auf Seite 225.)

Wir bringen auf S. 225 das Porträt des vielgenannten französischen Nationalhelden, des Generals Boulanger, der vor wenigen Jahren noch eine gänzlich unbekannt Persönlichkeit war, um dann in kurzer Zeit eine Popularität zu gewinnen, die um so unerklärlicher ist, als er bisher auch noch nicht das Geringste geleistet hat, um eine derartige Volksgunst wirklich zu verdienen. — Boulanger ist am 29. April 1837 geboren, trat 1855 in die Kriegsschule von Saint-Cyr, machte schon ein Jahr darauf in Algerien seinen ersten Feldzug, später den Krieg in Italien und die Expedition nach Cochinchina mit. Am 17. Juli 1870 wurde er Bataillonschef, am 3. November Oberstlieutenant und bei Champigny Offizier der Ehrenlegion. Am 29. Januar 1871 zum Obersten ernannt, nahm er an der Niederwerfung der Kommune hervorragenden Antheil, wurde am 24. Juni 1871 Kommandeur der Ehrenlegion, 1880 Brigade- und 1884 Divisionsgeneral, bis er am 7. Januar 1886 als Kriegsminister in das Ministerium Freycinet trat. Als er nach der Annahme des Gesetzes über die Pringenauweilung neben den übrigen betreffenden Mitgliedern der Familie Orleans und Bonaparte auch den Herzog von Nemours aus den Heereslisten hatte streichen lassen, warf man ihm dies als eine Handlung der Undankbarkeit vor, da er dem Herzoge seine Ernennung zum General verdanke. Boulanger leugnete, wurde aber durch Veröffentlichung seiner Briefe an den Herzog überführt, ohne daß ihm dies in der Gunst der Massen zu schaden vermochte. Im Mai 1887 trat er von seinem Ministerposten zurück und wurde von der Regierung, die in der Anwesenheit des unruhigen und eiteln Generals in Paris eine Bedrohung der Ruhe und Ordnung erblickte, zum kommandirenden General des 13. Armeecorps in Clermont-Ferrand ernannt. Wegen wiederholter Konflikte mit der Regierung wurde er am 15. März 1888 abgesetzt, dann aber an verschiedenen Orten in die Kammer gewählt, und begann nun in Paris seine bekannte politische

Rolle zu spielen, bis er im März 1889 vor einer ihm drohenden Verhaftung nach Brüssel flüchtete, von wo er sich neuerdings nach London begeben hat.

Das Kloster bei Alhtntaschim Murad-Dagh.

(Mit Abbildung.)

Dicht an der Straße von Brussa in Kleinasien nach Karahissar im Murad-Dagh-Gebirge liegt bei Alhtntaschim das merkwürdige Felsenkloster, von dem unsere Abbildung eine Ansicht gibt. 20 bis 30 Meter über der Thalsohle sind in einer hohen Felswand auf eine weite Strecke hin mehrere Gesteinsschichten wahrscheinlich durch die langsame Wirkung des Wassers herausgelöst und herabgestürzt. Diese Rinde haben sich nun arme griechische Mönche zum Schlupfwinkel erkoren und darin ihr Kloster eingerichtet, das man nur mittelst eines Korbes erreichen kann, der an einem langen Tau in die Höhe gewunden wird. Die Felsklust mag etwa 80 Meter lang und nur 12 bis 15 Meter breit sein; in der Mitte erreicht sie die größte Höhe mit etwa 10 Meter, um dann nach beiden Seiten hin abzunehmen. Das Kloster selbst besteht aus einigen leichten Holzbauten, außerdem hat man die natürlichen Höhlungen und Vertiefungen der Felswand benutzt, um einige größere Räume herzustellen. In der Mitte führt ein hölzernes Portal in eine aus dem Felsen ausgehöhlte Kapelle, die gleich den übrigen, dem Felsen abgewonnenen Gemächern ihr Licht durch fensterartige Öffnungen erhält. Die vier oder fünf Zellen des Klosters besitzen einige religiöse Bücher; im Uebrigen treiben sie Gärtnerei auf einigen Stellen, die mit mühsam herbeigeschleppter Erde bedeckt sind.

Die Festberggreifung der Küste von Guinea durch den Bevollmächtigten des Großen Kurfürsten. (Mit Bild auf S. 229.)

Schon vor mehr als 200 Jahren hatte der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg an der westafrikanischen Küste eine preussische Kolonialherrschaft begründet. 1682 sandte er nach Errichtung einer afrikanischen Handelsgesellschaft eine Guinea-Expedition unter dem Major Otto Friedrich von der Gröben mit den Kriegsfregatten „Kurprinz von Brandenburg“ und „Morian“ (mit zusammen 49 Geschützen und 300 Matrosen nebst 100 Landsoldaten) von Hamburg nach der Goldküste. Hier erkaufte von der Gröben auf einem von einigen Negershäuptlingen

erkauften Plage das Fort Groß-Friedrichsburg unweit des Raps der Drei Spizen (Tres Puntas) und bewog mehrere benachbarte Negersämme zur Unterwerfung. Am 1. Januar 1683 fand dann die feierliche Taufe des Forts und die Besitzergreifung des Gebietes durch von der Gröben im Namen des Großen Kurfürsten durch Aufhissen der kurfürstlich brandenburgischen Flagge statt, während die Häuptlinge erschienen, um dem neuen Gebieter zu huldigen (siehe das Bild

damaligen Kolonialbestrebungen ein Ziel gesetzt, die erst in unseren Tagen von dem geeinigten Deutschland wieder aufgenommen werden konnten.

Der Kommunard.

Erzählung von J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Der Kommune-Aufstand

im Mai 1871 war niedergeworfen, im Blute erstickt von den siegreichen Truppen der Versailler Regierung. Wo der graue Kampf am heftigsten gewüthet, gleich Paris einem Leichenfelde; wo die Petroleurs und Petrolenfen am emfigsten ihr unheimliches Geschäft betrieben hatten, rauchten noch die Aschenhaufen und zuckten zuweilen Flammen aus den Schuttmassen.

Hinter den Weinhallen und nicht weit vom Pantheon steht in der Straße St. Viktor das stattliche Haus des Monsieur Gobillard, der, wie die meisten wackeren Bourgeois von seiner Art, ein Freund der gesetzlichen Ordnung und abhold jeglicher Revolution war.

Im dritten Stock seines Hauses wohnte Mademoiselle Claudine Picolet, eine etwa sechsunddreißigjährige Dame, die als Wahrsagerin und Kartenlegerin à la Lenormand ihr gutes Auskommen hatte. Sie war durchaus nicht hübsch, eher das Gegentheil; doch schadete das ihrem Geschäft keineswegs. Brachte es nun diese Häßlichkeit mit sich oder hatte es eine andere Ursache, genug, sie war trotz ihrer wohlwollenden Prophezeiungen äußerst boshaften Gemüthes. Besonders haßte sie mit der vollen

Kraft ihrer Seele die reizende junge Puzmacherin im vierten Stocke, Mademoiselle Gabriele Vertot, die allzeit so heiter und fangeslustig wie eine Lerche war. Aber auch spottlustig war die Letztere, und das hätte sie lieber nicht sein sollen; sie hatte über die hochmüthige Wahrsagerin bei verschiedenen Gelegenheiten gespöttelt und über deren Hofuspotus gelacht.



Kloster bei Alhtntaschim im Murad-Dagh (Kleinasien).

auf S. 229). Major von der Gröben erbaute bis zum Jahre 1685 noch drei weitere Forts auf Gebieten, die er von den Eingeborenen erworben hatte. Trotz dieser vielerberthenden Anfänge konnte sich aber der damalige preussische Kolonialbesitz in Anbetracht der ungünstigen Zeitverhältnisse und namentlich wegen der Eifersucht und Feindschaft der Holländer nicht halten, an die der Nachfolger des Großen Kurfürsten, der erste preussische König Friedrich I., schließlich die ganzen überseeischen Besitzungen verkaufte. Damit war den



Major von der Groben ergreift am 1. Januar 1683 im Namen des Großen Kurfürsten Besitz von der Küste von Guinea. (S. 228)

Monsieur Gobillard stand vor der Hausthüre und dachte gerade an nichts Urges. Da rauschte in gewaltiger Aufregung Mademoiselle Picolet die Treppe herunter.

"Monsieur Gobillard!" schrie sie. "Ich bin ganz außer mir! Nein, das ist zu arg!"

"Parbleu!" rief der Hausherr bestürzt. "Was gibt's denn, mein Fräulein?"

"Es ist ein Kommunar in Ihrem Hause oben unter dem Hahnenbalken verborgen!"

"Ein Kommunar? Unmöglich! Wer sollte ihn dort versteckt haben?"

"Wer denn wohl anders, als diese unverschämte, intrigante Person, die Bertot!"

"Wer ist's denn?"

"Natürlich ihre leichtsinniger Bräutigam, der Jules Fontaine, ein ehemaliger Juweliergehilfe. Doch ich weiß, was ich als gute Patriotin zu thun habe. Ich lasse ihn verhaften — sofort. Ich laufe zum nächsten Militärposten."

"Aber Mademoiselle Picolet!"

"Sind Sie ein Patriot oder nicht?"

"Gewiß bin ich ein guter Patriot. Aber ich bin auch ein fühlender Mensch und —"

Mademoiselle Picolet drängte sich ungestüm an ihm vorbei.

"Nun, nun, nur nicht so eilig! Ueberlegen Sie doch! Richten Sie kein Unglück an!"

Aber die Wahrsagerin hörte nicht auf ihn, sondern eilte die Straße hinab.

"Ein tolles Frauenzimmer!" brummte Monsieur Gobillard. "Wenn die Weiber sich in Politik mischen, so sind sie schlimmer als die Hyänen. Wohin läuft sie nur? Jedenfalls nach dem Posten am Quai St. Bernard. Das wird einen schönen Standal geben. Man wird kommen, Hausfuchung halten, Alles durchstöbern. Der Kommunar wird sich wehren, seinen Revolver abschließen. Sollte es wirklich Fontaine sein, so wäre es mir leid um die kleine Puzmacherin. — Ah, da kommt sie ja!"

In der That kam Gabriele Bertot die Treppe herab mit einer blauen Schachtel, die sie zu einer Kundin tragen wollte.

"Guten Morgen, Monsieur Gobillard!"

"Guten Morgen, Mademoiselle! Ist es denn wahr, was Fräulein Picolet sagt, daß Ihr Bräutigam Jules Fontaine ein Kommunar ist?"

"Ach, mein Gott, Monsieur Gobillard, er ist ganz unschuldig dazu gekommen!"

"Na, na!"

"Doch! Der Juwelier Crozet, sein Prinzipal, mußte ja ihn und die anderen Gehilfen in der schlechten Zeit entlassen, gespart hatte er nicht viel und da beschwazten ihn einige Freunde so lange, bis er die Flinte nahm und Kommunar wurde."

"Es thut mir leid, aber wenn man ihn erwischt, so ist er verloren."

"Ach, mein Gott, das weiß ich ja."

"Nun und Mademoiselle Picolet behauptet, er sei in meinem Hause versteckt, oben in dem kleinen Versteck unter dem Hahnenbalken!"

"Mein Gott —"

"Eben ist sie nach dem nächsten Posten gelaufen."

"O, die Schändliche! Was soll ich nun thun?"

"Ja, ist er denn wirklich da?"

"Ach ja!"

"So laufen Sie und sagen Sie ihm, er sei verrathen, er müsse eilends fliehen."

Gabriele ließ die blaue Schachtel fallen und rannte die Treppe hinauf. Sobald sie auf dem Dachboden angelangt war, schrie sie:

"Jules, Jules! Du bist verrathen, Du mußt fliehen!"

Ein junger schlanker Mann mit bleichem, verstörtem Antlitz öffnete oben die Fallthüre und schaute herab. Er begriff sofort den Ernst der Situation.

Er sprang aus dem Verschlag auf den Boden, küßte hastig seine reizende Braut zum Abschied, und lief dann die Treppen hinunter, Gabriele hinterher.

Aus der Hausthüre warf er einen spähen-den Blick auf die Straße. Monsieur Gobillard stand noch da.

"Dort hinab!" sagte der alte Herr freundlich. "Vorwärts, vorwärts!"

"Gott geleite Dich, Jules!" rief schluchzend die junge Puzmacherin.

Fontaine schritt schnell nach der bezeichneten Richtung. Aber in diesem Augenblicke kamen unglücklicher Weise von der anderen Seite her, um die Ecke der Straße beim Pflanzengarten, einige Soldaten, geführt von Fräulein Picolet.

Diese erkannte augenblicklich den Flüchtling. "Dort ist er!" schrie sie. "Dort — dort unten!"

Jules hörte dies und begann zu laufen, mitten durch das Gewühl der Straßenpassanten. "Der ist's, der so läuft!" schrie Fräulein Picolet wieder. "Haltet ihn an! Greift ihn! Er ist ein Kommunar!"

"Ein Kommunar!" wiederholten schreiend einige Gamin's, und ein Lumpensammler stieß den Ruf aus: "Ein Petroleur!"

Die Jagd auf Kommunarden war ja an der Tagesordnung. Derselbe Pöbel, der vor Kurzem noch ihnen zugejauchzt hatte, heßte die Unglücklichen jetzt wie wilde Thiere. Die Passanten hielten den Flüchtling denn auch fest. Mit Stöcken und Regenschirmen hieben sie auf ihn ein.

Jules setzte sich selbstverständlich zur Wehre und zog einen Revolver. Aber bevor er feuern konnte, wurde er zu Boden geworfen. Es fehlte nicht viel, so wäre er von der wüthenden Menge zerrissen worden; nur mit Mühe retteten ihn die Soldaten. Der Blutende wurde dann fortgeführt.

Gabriele war ohnmächtig niedergefunten. Monsieur Gobillard und andere Hausgenossen trugen Sorge für die Verwunde.

Mit einem schadenfrohen Lächeln auf dem spitzen Gesicht ging Claudine Picolet an der Ohnmächtigen vorüber.

Nach einigen Tagen wurde der Kommunar Jules Fontaine vor das siebente Militärgericht gestellt, welches über sein Schicksal entscheiden sollte. Man fand für ihn einige mildernde Umstände; angenommen wurde, daß er verführt und verleitet worden sei; auch hatte er an den Brandstiftungen und anderen Greueln keinen Theil genommen. So wurde er denn nicht zum Tode verurtheilt, sondern zur Deportation nach Neu-Caledonien.

Zunächst transportirte man ihn mit zahlreichen Anderen nach Cherbourg auf die Pontons. Einen Monat nachher wurden ihrer Sechshundert, unter ihnen Jules Fontaine, auf ein großes Kriegsschiff gebracht, welches dann nach dem Verbannungsorte, der fernen Insel im Südmeer, nach Neu-Caledonien unter Segel ging. —

Unterhalb Jahre waren verflossen.

Nordwestlich von Numea, der Hauptstadt Neu-Caledoniens, erstreckt sich die Halbinsel Ducos in's Meer, ringsum eingefaßt von einem Korallenriff, an welchem ewig die Brandung tozt und donnert. Hier befanden sich die Niederlassungen der deportirten Kommunards, kleine, armselige Hütten, umgeben von Gärten und Feldern.

Nach der Landseite zu schloß ein hoher Palissadenzaun die Halbinsel ab. Dort waren Tag und Nacht zahlreiche Wachtposten aufgestellt. Nach der Seeseite zu war dies unnöthig. Boote waren nicht da, hätten auch gar nicht die furchtbare Brandung passiren können. Die vielen Haifische machten überhaupt

das Baden und Schwimmen bei der Halbinsel Ducos äußerst gefährlich.

Es war Abend geworden, die Dämmerung brach herein. In einer Hütte auf Ducos, kaum zweihundert Schritte von den Palissaden, lagen die beiden Bewohner schläfrig auf Kofosmatten. Der Eine war ein alter Revolutionär und Berschwörer, Namens Richon, der schon 1848, wie er sich rühmte, am allgemeinen Umsturz nach besten Kräften mitgearbeitet hatte. Der Andere war der junge Jules Fontaine.

"Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß es bei den Antipoden so langweilig sei," sagte Richon gähmend.

"O Paris!" seufzte Fontaine. "Welcher unsagbare Zauber liegt in diesem Worte. Ach, Richon, es gibt doch nur ein Paris!"

"Zawohl, lieber Freund. Das Paris der Barrikaden, der Straßenkämpfe, der rothen Fahnen — ah, das ist herrlich!"

"So meine ich es eigentlich nicht. Ich denke an die Tanzsalons, die Theater, die Kaffeehäuser, die menschenwimmelnden Boulevards."

"Und an die schöne Liebste wahrscheinlich auch?"

"Gewiß, ich denke Tag und Nacht an meine theure Gabriele!"

"Bah, die hat sich gewiß schon längst wieder einen anderen Bräutigam angeschafft."

"Nein, o nein, Richon! Das darfst Du nicht sagen. Da kennst Du meine Gabriele schlecht."

"Em, ich habe nämlich selbst einmal trübselige Erfahrungen gemacht in meinen jüngeren Jahren."

"Ich sage Dir, sie härt mich um mich, sie weint! Und ich sitze hier und seufze und verfluche mein elendes Schicksal."

Ein Schatten erschien in der Thüröffnung.

"Ge, wer ist da?" rief Richon.

"Gut Freund!" antwortete eine tiefe Baßstimme. "Kein Mouchard des Gouverneurs, kein Spion des Kommissariats. Ich bin's, Bazin."

Ein schwarzbärtiger Kommunar trat ein. "Seze Dich, Bazin," sagte Richon. "Bände Deine Peise an; hier ist Tabak."

"Danke. Ich habe einen Gruß an Fontaine zu bestellen."

"Von wem?" fragte der junge Mann.

"Von Eurem guten Freunde Alcide Benoit."

"Alcide Benoit — ja, der ist mein Schulfreund! Ich wußte nicht, daß er zu den Kommunarden gehöre. Alcide ist also auch hierher deportirt?"

"Ei, bewahre! Benoit ist Soldat und gehört zu unserer Bewachungsmannschaft."

"Wo habt Ihr ihn gesehen, Bazin?" fragte Jules neugierig.

"Ich war mit elf Anderen nach Numea beordert, um die wöchentlichen Fleischrationen in Empfang zu nehmen für unsere Abtheilung, berichetele der Schwarzbärtige. Bei dieser Gelegenheit traf ich Benoit. Er sprach heimlich mit mir und erkundigte sich nach Euch, ich sagte ihm, daß ich Euch kenne, daß Ihr mit meinem alten Freunde Richon in einer Hütte hauset. Benoit wünscht sehnlich, mit Euch zu sprechen."

"Wie kann das geschehen?"

"Heute Nacht. Benoit hat die Wache rechts unten an den Palissaden, kaum tausend Schritte von hier, dort wo die riesige Kaurifische steht. Ihr kennt den Platz?"

"Gewiß."

"Die Nacht ist dunkel, neblig, kein Mond-schein. Doch müßt Ihr vorsichtshalber, sobald Ihr um Mitternacht zum Palissadenzaun geschlichen seid, ein Signal geben."

"Welches denn?"

"Ihr ahmt den dumpfen Schrei des Ragu nach."

Der Ragu — so benannt nach den Lauten seines Geschreis — ist ein der Insel eigenthümlicher Vogel von der Größe eines Fuhnes.

"Sehr gut!" sagte Fontaine kopfnickend.

„Wenn dann die Wache oben auf der Plattform hinter den Palissaden die Marschmarse zu summen anfängt, so wißt Ihr, daß Euer Freund auf dem Posten und Alles sicher ist.“

„Ich danke Euch, Bazin.“

„Keine Ursache, mein Lieber! Doch nun muß ich nach Hause. Leb wohl!“

„Adieu, alter Bazin!“ rief Richon. „Es lebe die Revolution!“

„Es lebe die Kommune!“ sagte der Schwarzbärtige und entfernte sich.

Ungeduldig wälzte sich Fontaine auf der Kotosmatte, Mitternacht erwartend. Als die Zeit so weit vorgerückt war, stopfte Richon sich eine frische Pfeife und erklärte, daß er wach bleiben und die Wiederkehr des Genossen erwarten wolle.

Jules schlich durch die Bananenpflanzungen nach der riesigen Kaurische an den Palissaden. Es war sehr dunkel. Jetzt war er bei dem Baum angekommen und imitierte den Vogelruf: „Kagu! Kagu!“

Die Schildwache begann die Marschmarse zu summen.

„Benoit!“ flüsterte der Deportirte.

„Bist Du's, Jules Fontaine?“ fragte leise der Soldat.

„Ja, mein Freund! Sage doch, was fällt Dir ein, hier unseren Unterdrückern als Soldat zu dienen?“

„Es geschieht heute zum letzten Male, Jules. Ich habe Streit gehabt mit dem Major, der ein Esel ist und mich in Arrest schicken will. Deshalb will ich nun desertiren und ein freies Abenteurerleben führen auf irgend einer glückseligen Inselgruppe. Ich will Dich mitnehmen, denn allein ist mir die Sache zu langweilig.“

„Hast Du dazu denn die Mittel?“

„Zwanzig Minuten von hier liegt am Strande der Bucht von Numea das gut ausgerüstete Segelboot des Generalinspektors vom Kommissariat. Damit will ich in See gehen.“

„Kannst Du ein Fahrzeug auf See regieren?“

„So ziemlich. Es ist aber keine Zeit zu verlieren, denn um vier Uhr werde ich abgelöst; wir haben also nur viertelhalb Stunden vor uns, bis die Entdeckung erfolgen muß.“

„Ich kann nicht flüchten ohne meinen Freund und Hüttengenossen Richon, der übrigens trefflich ein Boot zu steuern weiß.“

„Um so besser! Wird er bereit sein, sich uns anzuschließen?“

„Sicherlich! Ich hole ihn und bin in zehn Minuten wieder hier.“

„Eile! Die Zeit ist kostbar. Nimm einige Geräthschaften und etwas Proviant mit.“

Fontaine lief nach der Hütte zurück und forderte Richon auf, mit ihm zu fliehen. Augenblicklich war der alte Kommunard zu dem Abenteuer bereit.

Beide packten eiligst in zwei Säcke allerlei Lebensmittel, Früchte, Brod, Fleisch, außerdem etliche Bündel Tabak. Auch nahmen sie ihre Pfeifen mit, sowie zwei Messer, zwei Beile und ein Grabsschwert. Damit schlichen sie zur Palissadenwand.

Alcide Benoit ließ einen Strick nieder, zog zuerst das Gepäck und dann die beiden flüchtigen Kommunards zu sich auf die Plattform. Von derselben führte eine Leiter zur Erde. Die nächsten Posten, etwa achtzig Meter rechts und links, bemerkten nicht, was vorging.

„Vorwärts!“ flüsterte der leichtsinnige Deserteur. „Immer mir nach, Freunde! Wir müssen durch den Mangrovensumpf; es ist der nächste Weg.“

Durch Wald, Gestrüpp und Sumpf eilten sie nach dem Strande der Bai von Numea, wo sie, ohne einer Patrouille zu begegnen, glücklich anlangten.

Aus der Ferne schimmerten schwach einige Lichter der Stadt.

„Wo ist das Boot?“ fragte Jules.

„Dort hinter dem Garten des Generalinspektors, dessen Landhaus Du dort siehst,“ antwortete Benoit.

„Alle Fenster sind dunkel.“

„Die Offiziere halten ein Souper in der Stadt; er ist dabei. Es wird wohl spät, bevor er zurückkommt; schwerlich wird er sogleich den Verlust seines Bootes bemerken.“

Er zog an der Kette, die leicht zu lösen war, das schlanke, elegante Segelboot nahe an's Ufer. Alle Drei stiegen ein. Richon setzte die Segel und Benoit ergriff das Steuer. So segelten sie aus dem Hafen von Numea. Bald fühlten sie unter ihrem Kiel die mächtigen Wogen des weiten, großen Oceans.

Die Flüchtlinge steuerten nach Osten. Der Wind blies günstig aus Südwest. Das Segelboot enthielt allerlei nützliche Gegenstände, besonders Angelgeräthschaften, eine Anzahl leerer Weinflaschen und ein Fäßchen, welches beinahe halb voll Trinkwasser war.

Als der Tag graute, hatten sie schon viele Seemeilen zurückgelegt.

Wohin aber nun? Nach dem Fidjisch-Archipel oder der Gruppe der Freundschaftsinseln? Gleichviel! Auf gut Glück steuerten sie in's unermeßliche Weltmeer hinein.

Nach vier Tagen war ihr Trinkwasser verbraucht; auch der kleine Probiantvorrath wurde knapp, und die Qualen des Durstes begannen sich fühlbar zu machen.

Bereits vierundzwanzig Stunden, nachdem der letzte Rest Wasser ausgetheilt worden, versiel der alte Richon, dessen Kräfte dem Durst und den unausgelesenen Strapazen zu erliegen begannen, in ein hitziges Fieber. Die Kameraden litten ebenfalls entsetzlich. Der Tod in seiner schrecklichen Gestalt, der Tod des Verschmachtens, starrte ihnen in's Gesicht.

Da kam am siebenten Tage eine Insel in Sicht. Richon lag besinnungslos, kaum noch atmend, im Boote, und die beiden Freunde ergriffen mit Aufbietung der letzten Kräfte die Ruder, um das ersehnte Eiland, wo sie Wasser zu finden hofften, zu erreichen.

Plötzlich fuhr Richon mit einem wilden Schrei auf. Seine Augen waren starr.

„Sieg! Sieg!“ röchelte er, „es lebe die Revolution! Hoch die Kommune!“

Dann sank er lebenslos zurück. Wenige Stunden später landeten die trauernden Kameraden an der kleinen unbewohnten Insel, wo sie auch bald eine Quelle fanden, und, nachdem sie ihren Durst gelöscht, die Leiche Richon's im Ufersande begruben.

Sie blieben einige Tage am Lande, um sich von den Entbehrungen und Strapazen zu erholen, dann sammelten sie so viele Kokosnüsse und Muschelhühner als möglich, und segelten weiter, immer nach Osten zu.

Während der nächsten fünf Tage sahen sie kein Land. Wieder litten sie Mangel an Trinkwasser. Am Morgen des sechsten Tages aber entdeckten sie in nördlicher Richtung fern am Horizonte hohe Felsen und eine schäumende Brandung.

Benoit steuerte darauf zu; es dauerte aber Stunden lang, bevor er eine sichere Passage durch die Brandung zu entdecken vermochte. Endlich glückte es doch, und die Flüchtlinge landeten. Um so mehr mußten sie zufrieden sein, festen Boden jetzt unter den Füßen zu haben, da ein Sturm im Anzuge war.

Die Insel — obgleich auch mit einem Kranze von Korallenriffen umgeben — war augenscheinlich vulkanischen Ursprungs. Doch außer den hochgethürmten Felsen sah man auch grüne Hügel, Palmen und andere Bäume. Eingeborene ließen sich nicht sehen. Das Boot wurde am Strande so gut wie möglich befestigt.

Eine herrliche Quelle war da, einen kleinen

Bach bildend, der über eine Felswand wie ein Wasserfall sich in's Meer stürzte.

Bald brach ein furchtbarer Sturm los. Die Brandung donnerte und brüllte, daß die Felsen erbebten, die ungeheuren Wogen schäumten und überstürzten sich so gewaltig, wie es die Freunde zuvor nicht gesehen. Zur Nacht wurde es noch viel ärger. Die Beiden suchten Schutz unter einem überhängenden Felsen.

Gegen Morgen legte sich der Sturm, das Boot aber war losgerissen, gegen Klippen geschleudert worden und völlig zerschellt. Sie mußten also nun auf der Insel bleiben.

Einige Wochen verlebten sie dort ungefährdet, sich von Früchten, Wurzeln, Beeren, Fischen, Schildkröten, Muscheln und Vogeleiern nährend.

Eines Morgens ging Benoit fort, um zu baden — Jules wartete vergebens auf seine Rückkehr. Er durchsuchte die ganz kleine Insel — vergebens, Benoit war und blieb verschwunden. Er mußte ertrunken sein.

Das brachte Jules Fontaine fast dem Wahnsinn nahe. Nun war er ganz allein auf dem einsamen Eiland.

Die Tage vergingen. Traurig wanderte er eines Morgens am Strande entlang und suchte Muscheln. Da entdeckte er einen Haufen derselben, welche eine sonderbare Form hatten. Er stöberte mit seinem Stocke in dem Haufen. Da funkelte ihm ein Juwel im entzückendsten Farbenschmelz opalirend entgegen, würdig, das Diadem einer Kaiserin zu schmücken: eine große milchweiße Perle von größter Reinheit und Schönheit.

„Nun bin ich reich!“ murmelte der ehemalige Juweliergehilfe, der seinen Fund zu schätzen verstand. „Diese Perle wäre in Paris Ihre hunderttausend Franken werth. Aber hier! Was soll ich damit?“

Dennoch suchte er emsig weiter. Und er fand noch eine Anzahl schöner Perlen, größere und kleinere. Die erste aber, welche er gefunden, war in ihrer Art einzig, sowohl an Größe, wie an Schönheit!

Weitere zwei Monate vergingen. Da sah der junge Mann eines Morgens, als er auf's Meer hinaus spähte, weit draußen hinter der Brandung ein Schiff. Und ein Boot vor von demselben abgestoßen und glitt der Einfahrt zwischen den Korallenriffen zu. Giligt lief er zur Landungsstelle.

Das Schiff war ein Handelschooner aus Sydney, dessen Kapitän und Eigenthümer im Fidjisch-Archipel umherkreuzte und Tauschhandel trieb. Nun befand er sich auf der Rückfahrt, hatte aber Mangel an Trinkwasser. Deshalb sandte der Kapitän, dem das Felseneiland bekannt war, ein Boot mit leeren Fässern an's Ufer, die an der Quelle gefüllt werden sollten.

Mit nicht geringem Erstaunen begrüßte die Bootsmannschaft den einsamen Inselbewohner. Er ließ sich an Bord bringen und traf mit dem Kapitän ein Uebereinkommen für die Fahrt nach Sydney.

Einige Perlen, die er dort verkaufte, brachten ihm achthundert Pfund Sterling ein. Dann reiste er mit dem nächsten Postschiffe nach London.

Nach der glücklichen Ankunft in der englischen Metropole suchte er den ersten Juwelenhändler auf und verkaufte seine Perlen für fünfunds-zwanzigtausend Pfund Sterling.

Dann begab er sich nach Brüssel und schrieb an seine Braut. Gabriele Bertot eilte sofort nach der belgischen Hauptstadt. Das junge Paar sah sich endlich nach so vielen Prüfungen am Ziele seiner Wünsche.

Einige Jahre später wurde in Frankreich die allgemeine Amnestie verkündet. Jetzt konnte Jules Fontaine mit seiner hübschen jungen Frau ruhig nach Paris zurückkehren, wo er ein Ge-

schäft begann und dasselbe mit großem Erfolge betrieb. Mit reichlichen Unterstühtungen bedachte er die armen Angehörigen Richon's und Benoit's.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie das Territorium Idaho zu Katzen kam. — Vor einer Reihe von Jahren, als es im Nordwesten von Amerika noch keine Straßen, viel weniger Eisenbahnen gab, war es oft mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft, nach dort befindlichen Minen-Distrikten oder sonst bewohnten Punkten zu gelangen und namentlich Waaren u. s. w. dahin zu schaffen. Einstmals hatte ein Bergmann nach dem nördlichen Idaho, wo zur Zeit viele edle Metalle gefunden wurden, in ein dort errichtetes größeres Minenlager eine Kaze mitgebracht. Kaum hatten die am Platze etablirten Kaufleute, Gewerbetreibenden und auch andere Leute, deren Vorräthe ungemein

von Ratten und Mäusen heimgesucht würden, dies ausfindig gemacht; als eine wahre Jagd nach dem Thier angestellt wurde; Jedermann wollte dasselbe haben, um sich von den nagenden Unholden zu befreien. Man bot dem glücklichen Besitzer Geld über Geld, bis schließlich der Inhaber einer Restauration das Kleinod für 50 Dollars erstand. Der Verkäufer, welcher sich während seines Aufenthalts durch schwere Arbeit einige Hundert Dollars erübrigt hatte, kam nach diesem profitablen Geschäft auf den Gedanken, Katzen en gros zu importiren und sie hier, sowie in den Nachbar-Camps, womöglich ebenso vortheilhaft abzusetzen. Zu dem Behuf begab er sich einige hundert (engl.) Meilen nach Süden zu in eine Gegend, die damals schon ziemlich besiedelt war. Dasselbst schaffte er sich für seine Vaarschaft einen großen Wagen und sechs Maultiere an und setzte sich alsdann in den Besitz von gegen 300 Katzen, die ihm nur geringe Auslagen verursachten, da ihm ein großer Theil derselben sogar unentgeltlich überlassen wurde. Der Wagen hatte ein Obergestell, das

ähnlich wie ein Hühnerhaus eingerichtet war, in welchem die miauende Gesellschaft in mehreren Stagen über einander saß. Als die Ladung vollzählig war, machte sich der spekulative Mann auf den Weg. Der erste Theil der Reise verlief ganz glücklich, und über die Hälfte der Tour war schon zurückgelegt, da fingen größere Terrainhindernisse an sich dem Transport entgegen zu stellen. Eines Tages fuhr unser Spekulant an einem schrägen Berge entlang, der an und für sich gar nicht so gefährlich aussahnte, aber den Uebelstand besaß, daß die großen Steine, auf denen man sich fortbewegen mußte, ungemein glatt waren. Nichts Böses ahnend ging der Führer neben seinem Gespann einher, selbstgefällig schon den enormen Vortheil berechnend, der ihm aus seiner lebenden Waare erwachsen mußte, als plötzlich der Wagen seitwärts rutschte und in dieser Bewegung auch nicht eher nachließ, bis ihn das verhältnißmäßig hohe Gestell zum Umkippen brachte. Infolge des heftigen Sturzes zerbrach der improvisirte Zwinger, und die gesammte Menagerie nahm Reißaus in die Berge,

Humoristisches.



Logisch.

Köchin: Höre, August, jetzt kennst Du mich doch schon vier Jahr und alle Tage sagst Du, Du liebst mich — los von der Heirath ist noch keine Rede. Meinst Du's denn auch ehrlich?
August: Na, sieh' mal, g'rade, weil's so lange dauert, meine ich's ehrlich, denn es heißt doch: Ehrlich währt am längsten!

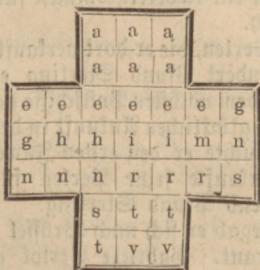


Unangenehme Reminiscenz.

Vater (den Kindern seine neue Frau vorstellend): Kinder, das ist jetzt eure Mutter!
Knabe: Vater, wird die auch gebaut?

nicht achtend auf das Lachen und Aufen des ganz verblühten Mannes, dessen erträumte Schätze mit einem Schlage in alle Winde zerflogen. Die Katzen befanden sich in der Freiheit äußerst wohl und vermehrten sich bald ungeheuer. Seitdem hat es dem Territorium Idaho nicht mehr an Katzen gefehlt und es bedurfte keines spekulativen „Importeurs“ mehr. [D. v. Briesen.]

Somogramm.



Die Buchstaben der vorstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden drei Wörter der horizontalen Reihen denen der entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind. Die Wörter bezeichnen: 1) ein Nagethier, 2) einen berühmten Badeort in den Alpen, 3) einen alten gedienten Soldaten.
Auflösung folgt in Nr. 30. Heinrich Vogt.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Schnell wie der Wind sich drehet, dreht sich das Gläd.

Räthsel.

I.

Flücht einem Pflanzenkind der Gaid'
Zwei Zeichen richtig Du an's Kleid,
Wird es zu einem großen Land,
Das ohne Zweifel Dir bekannt.

Auflösung folgt in Nr. 30. [Adolf Nagel.]

II.

Gewiß kennst Du durch viele Damen
Seit Deiner Kindheit meinen Namen,
Wie er vorher bekannt auch war
Schon viele, viele hundert Jahr.

Doch wird der Kopf mir abgeschnitten,
Bin trotzdem ich noch wohlgefiten
Und tom'm' in jeder Oper vor
Theils mit und theils auch ohne Chor.

Auflösung folgt in Nr. 30. M. Paul

Auflösung des Räthsel-Sonetts in Nr. 28:
Pfeil, Pfeiler.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.